

Dietrich Kurz

Vom Sinn des Sports

Abschiedsvorlesung, 27. Januar 2009

Wer kennt heute noch Roger Bannister? Roger Bannister war der erste Mensch, der die Meile unter 4 Minuten gelaufen ist, die Traummeile. Wer bei Google seinen Namen eingibt, kann sich einen Amateurfilm des Laufs ansehen: 6. Mai 1954. Auf der Aschenbahn der Universität Oxford, an der Bannister Medizin studierte, löst er sich in der Zielkurve von zwei Konkurrenten und kämpft sich dann allein, aber angefeuert von einigen hundert begeisterten Zuschauern, ins Ziel. 3:59,4. Der Film zeigt, wie er in der Menge verschwindet, aber wir hören nicht, was er sagt. „Why do we do all this?“ soll er gefragt haben. Wer selbst einmal Mittelstrecke gelaufen ist und den Traum hatte, irgendwann einmal auf einem bedeutenderen Treppchen zu stehen, weiß, wie berechtigt diese Frage ist: Wie weh tun jedes Mal die letzten Meter, wie anstrengend ist das Training, welche Überwindung kann es kosten, immer wieder hinzugehen, und was gibt man über Jahre alles auf, um vielleicht, aber auch nur ganz vielleicht, durch einen großen Sieg oder gar einen Rekord belohnt zu werden? Und was ist, wenn dieser Lohn, wie bei den meisten, nie eintritt? Was ist dann der Sinn?

Roger Bannister ist im selben Jahr noch Europameister über 1500m geworden, dann gab er den Leistungssport auf und schloss sein Studium ab. Er wurde ein erfolgreicher Neurologe und – ehrenamtlich – hoch geschätzter Sportfunktionär. Die Queen hat ihn geadelt. Sein Rekord über die Meile wurde bereits vier Wochen später gebrochen, inzwischen, auf Tartanbahnen, sind Tausende schneller gelaufen als er. Die meisten Menschen, wohl auch hier im Raum, haben den Namen Bannister noch nie gehört.

„Why do we do all this?“ das ist meine Frage. Das englische “Why” öffnet sie weiter als das deutsche “Warum“. Denn why heißt nicht nur warum? im Sinne von „aus welchem Grund?“, „was treibt uns an?“, sondern auch „wozu“, „zu welchem Ende“, „zu welchem Ziel“? Und das ist die Richtung, in die ich frage. Denn als Sportpädagoge habe ich die Frage so zu stellen, dass die Antwort zugleich als Empfehlung für alle Menschen gelten könnte, sich auf den Sport einzulassen, auch wenn die meisten nicht das Talent haben, jemals einen Rekord aufzustellen.

Ja mehr noch: Die Antwort muss als Rechtfertigung dafür taugen, dass wir in Deutschland Sport als Schulfach etabliert haben. Gemessen an der Gesamtzahl der Stunden in der Schullaufbahn ist es sogar das drittgrößte Schulfach, eines der wenigen Pflichtfächer vom ersten bis zum letzten Schuljahr, gegebenenfalls bis zum Abitur. Es ist auch das Fach, in dem die meisten Stunden ausfallen, ein Fach also, dessen Wichtigkeit nicht außer Frage steht.

Seit 39 Jahren bin ich daran beteiligt, Lehrkräfte für dieses Schulfach auf ihre Berufsaufgabe vorzubereiten, vor 36 Jahren bin ich zum ersten Mal in eine Kommission berufen worden, die einen Lehrplan für das Fach

erarbeiten sollte. In diesem Kontext hat mich über all die Zeit die Frage umgetrieben: „Why do we do all this?“ Was ist der Sinn?

Und trotzdem kann ich Ihnen auch heute noch keine Antwort aus einem Guss versprechen, sondern lediglich zu einigen Gedankengängen einladen, die mich seit über 30 Jahren und bis heute Nacht beschäftigt haben. Solch ein Vorhaben ist in einer öffentlichen Abschiedsvorlesung nicht ohne Risiko, denn vom Sport verstehen Sie alle etwas und haben auch eine Meinung über seinen Sinn. Sie werden prüfen, ob Sie in meinen Worten etwas von dem Sport wiederfinden, den Sie kennen, und nicht nur meine Kollegen aus der Sportwissenschaft erwarten, dass aus meinen Worten auch zu erkennen ist, wieso es dazu Wissenschaft braucht. Aber allzu trocken sollte es auch nicht sein...

I.

Wie fange ich an? Ich versuche es einmal mit dieser Feststellung: Was wir im Sport lernen oder anders erwerben, ist in unserem Leben außerhalb des Sports nicht unmittelbar nützlich. Wenn wir Sport im Kern als das Lösen von Bewegungsproblemen begreifen, dann müssen wir zugeben, dass die Bewegungsprobleme, die wir uns im Sport stellen, in unserem sonstigen Leben eher nicht vorkommen. Gewiss, der Sprinter erreicht noch einen Bus, der anderen vor der Nase wegfährt, und die Schlittschuhläuferin rutscht bei Glatteis vor ihrer Haustür nicht aus oder fällt zumindest geschickter – aber so können wir weder für uns noch für andere begründen, dass es sinnvoll ist, Sport zu treiben.

Das ist ein Handicap im Vergleich mit den ganz großen Schulfächern – Deutsch, Mathe, Fremdsprache -, die ihren Status schon vordergründig damit absichern können, dass man das, was man in ihnen lernt, einfach braucht. Eine derartige Brauchbarkeit lässt sich für den Sport nicht reklamieren. Im Sport wird ein überschüssiges Verhaltensrepertoire aufgebaut, das allenfalls eine Brauchbarkeit zweiter Ordnung besitzt. Ich komme darauf zurück, welche das sein könnte.

Aber zunächst einmal bietet es sich an dieser Stelle an, gewissermaßen die Flucht nach vorn anzutreten und den Sinn des Sports radikal anders zu beschreiben: In den 1960er Jahren habe ich als Student des Faches, das damals offiziell noch „Leibesübungen“ hieß, bei Ommo Grupe in Tübingen gelernt: Die sportliche Aktivität ist (ihrem Sinn nach) weder produktiv noch nützlich. Sie gehört in das Reich des Spiels, und das Spiel ist – diese Worte haben wir alle gelernt – „zweckfrei“ oder – noch schöner – „autotelisch“, d.h. es trägt sein Ziel in sich.

Was damit gemeint sein kann, lässt sich am Unterschied zwischen Fußballspiel und Rasenmähen illustrieren. Beides sind körperliche, u. U. anstrengende Aktivitäten, die auf dem Rasen Spuren hinterlassen. Bei der Tätigkeit, die wir Rasenmähen nennen, sind diese Spuren das angestrebte Ergebnis, der Zweck unseres Tuns. Der Rasen ist nun wieder kurz und

ansehnlich, und wir sind froh, wenn er nicht so schnell wieder hochwächst. Was wir dagegen beim Fußballspiel mit dem Rasen anrichten, das ist nicht gewollt, eher unerfreulich und beeinträchtigt das weitere Spiel, sollte daher so schnell wie möglich ausgebessert werden, damit wir oder andere für das nächste Spiel wieder gute Bedingungen vorfinden.

Rolf Rüssmann von Schalke 04 wird der Satz zugeschrieben: „Wenn wir hier schon nicht gewinnen, dann treten wir ihnen wenigstens den Rasen kaputt.“ Warum lachen wir über diesen Satz? Weil er hilfswiese etwas zum Erfolg des Spiels erklärt, worum es während des Spiels vermutlich keinem Spieler ging. Worum geht es beim Fußball, was ist das angestrebte Ergebnis? Der Ball soll ins Tor. Doch wenn er drin ist, lassen wir ihn dort nicht liegen, sondern holen wir ihn wieder heraus, um ihn wieder hineinschießen zu können. Die Ergebnisse des Sports sind unendlich wiederholbar, weil Sport, wie es Pierre Berteaux ausgedrückt hat, „das Terrain nicht verändert“.

Aber weshalb tun wir es dann? Die geläufigste alltagssprachliche Antwort lautet: „weil es Spaß macht“, und damit meinen wir: weil es uns, während wir es tun, so erfüllt, dass wir über den Sinn nicht nachdenken müssen. Formulierungen, die sich auch in einer Universität zitieren lassen, finden sich in der Spieltheorie von Schiller über Huizinga bis zu Sutton-Smith. Allen gemeinsam ist: Dem Spiel wird ein eigener Wert zugesprochen, der sich nicht daraus ableitet, dass wir, wenn wir spielen, durch unser Tun bestimmte Veränderungen in irgendeinem Teil der Welt bewirken, Veränderungen, die auch nach dem Spiel noch Bestand und außerhalb des Spiels Bedeutung haben. Das Spiel sei vielmehr Tun des Überflüssigen, eine aus den Notwendigkeiten des Alltags herausgehobene Weise des Lebens, in der wir besonders lebendig und wach sind, mit allen Sinnen dabei und – besonders im Sport – eins mit unserem Körper. Gern haben wir den Satz zitiert, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spielt, obwohl Schiller dabei gewiss nicht an so etwas wie Sport gedacht hat.

Mir hat dieser Gedanke immer gut gefallen, weil ich in ihm ein traditionsreiches Argument der Wertphilosophie zu erkennen glaubte, das sich bereits bei Aristoteles findet. Das lautet so: Wenn ich etwas tue, um etwas anderes zu erreichen, dann muss dieses andere mir wichtiger sein. Aber weshalb ist dieses wichtig? An der Spitze einer Hierarchie der Zwecke muss etwas stehen, das seinen Zweck in sich selbst trägt. So lässt sich die Rede vom Sport als Selbstzweck verstehen: Wir treiben Sport nicht zu einem anderen Zweck, den wir damit als wichtiger anerkennen, sondern um seiner selbst willen. Aristoteles nannte das „Glück“.

Aus psychologischer Sicht entspricht dieser Denkfigur das Konzept der intrinsischen Motivation oder – als Grenzfall intrinsisch motivierten Tuns – das Konzept des „Flow Experience“. Nicht nur unter Sportstudenten ist Flow ein Wort der Alltagssprache geworden. „Ich bin im Flow“, das soll heißen: Ich tue etwas, das mich voll beansprucht, in dem ich ganz aufgehe, das, während ich es tue, die Frage nach dem Sinn nicht zulässt. Es charakterisiert das Flow-Erleben, dass wir Tätigkeiten, in denen es aufkommt, nicht beenden möchten, ihr Ende vielmehr bedauern. Wir fahren

mit unseren Ski nicht ab, um unten anzukommen, sondern weil wir abfahren möchten. Und wenn wir unten sind, nehmen wir den Lift oder steigen hoch, um wieder abfahren zu können.

II.

Aber halt! möchten Sie jetzt einwenden, wir schätzen den Sport doch auch wegen bestimmter Wirkungen, die wir immer wieder durch ihn erfahren haben, Wirkungen an uns selbst. Wir sind doch nach dem Sport nicht dieselben wie vor dem Sport, und die Veränderungen, die wir da erfahren, bilanzieren wir insgesamt als überwiegend positiv – sonst würden wir uns nicht immer wieder auf dieses Tun des vermeintlich Überflüssigen einlassen. Und wenn wir anderen, insbesondere jungen Menschen Sport empfehlen, Sport sogar als Pflichtfach in der Schule begründen wollen, müssen wir dann nicht auf diese Wirkungen setzen?

Ja, so sind wir diesem Einwand bis in die 1970er Jahre hinein begegnet, so sehen wir das auch, und wir fühlten uns bestätigt durch unsere eigenen Erfahrungen im Sport und die Aussagen vieler Gleichgesinnter, Sport tue den Menschen in vielfacher Hinsicht gut, auch über den Tag hinaus. Aber dazu müssen sie sich auf ihn einlassen, haben wir hinzugefügt, ihn im Geist des Spiels betreiben und das heißt: eben nicht an seine Wirkungen denken. Gewiss, negative Nebenwirkungen, Unfälle und Verletzungen, körperliche und psychische, sollte man zu vermeiden suchen, aber das, was man sich aus dem Sport weiterhin und positiv erhofft, darf nicht zum Ziel des Handelns werden. Sport muss Spiel bleiben.

So weit, stark vereinfacht, ein Argumentationsmuster der jungen Sportwissenschaft, das ich in Tübingen kennengelernt habe. Ommo Grupes Tübingen, für mich und einige hier im Raum damals die Hauptstadt der deutschen Sportwissenschaft, der westdeutschen natürlich. Diese Weise, den Sinn des Sports zu denken, hat mich als Lehramtsstudenten und später Assistenten bei Grupe geprägt. Sie gab uns die Rechtfertigung, weiterzugeben, was wir selbst am Sport schätzen gelernt hatten und worum willen wir uns selbst immer wieder auf ihn eingelassen, ja, Sport zu einem Teil unseres Lebens gemacht haben. In einer Zeit, in der Breitensport, ablesbar an den Mitgliederzahlen der Sportvereine, boomte und große Sportereignisse in Deutschland, Olympische Spiele 1972 und Fußball-Weltmeisterschaft 1974, die Sportbegeisterung weiter anheizten, haben uns kritische Einwürfe aus dem Geist von 1968 nur mäßig irritiert. Sport als Spiel? Ideologie bürgerlicher Sportwissenschaft! Leistungssport? Des Kapitalismus liebstes Kind! Der Adorno-Schüler Bero Rigauer, damals einer der prominentesten Vertreter solcher Thesen, war gemeinsam mit mir Assistent bei Grupe. Wir haben uns respektiert, aber damals wenig voneinander gelernt.

Noch während meiner Tübinger Zeit bin ich Mitglied einer inzwischen legendären Lehrplankommission hier in NRW geworden, die unter Leitung von Johannes Eulerling in 7 Jahren mit dem größten personellen und

finanziellen Aufwand aller Zeiten den umfangreichsten aller Sport-Lehrpläne erarbeitet hat, die wohl jemals in Deutschland erscheinen werden. Ein Lehrplan für alle Schulformen und Schulstufen, nicht zufällig noch durchdrungen von der Idee, Sport als zweckfreies Spiel möglichst unverfälscht in die Schule hineinzuholen. Hartmut von Hentig hatte das beim Olympischen Kongress 1972 in München in einem Vortrag empfohlen, den wir auch für unsere Lehrplanarbeit als richtungweisend empfunden haben. Und wenn das im Unterricht nur mit einigen Zugeständnissen an die Institution Schule geht, dann gilt es, den außerunterrichtlichen Schulsport als Bestandteil des Schullebens aufzubauen und zu stärken. Ihm ist daher in diesem 1980 erschienenen Lehrplanwerk erstmals ein eigenes Kapitel gewidmet: Hier kann, so die Vision, Sport auch in der Schule Spiel bleiben, ein Spiel, das die Schüler weitgehend selbst gestalten.

III.

Doch konsequent durchgehalten haben wir diesen Ansatz schon damals nicht – und das geht wohl auch nicht. Ich lasse das professionspolitische Argument außer acht, dass die Schule keine akademisch qualifizierten Sportlehrkräfte brauchte, wenn in ihr einfach nur Sport vermittelt werden sollte, und betrachte weiter den Sinn des Sports. In der Einleitung des 1980er Lehrplans finden sich schöne, aber auch etwas kryptische Formulierungen zu einer „mittleren Position“, die der Schulsport einnehmen sollte: Orientierung an pädagogischen Zielen der Schule – ja!, aber das dürfe nicht heißen, „vorwiegend solche Zwecke zu verfolgen, die zum Sport keine spezifische Beziehung haben“. Was kann das heißen? Welche Zwecke haben zum Sport eine spezifische Beziehung und welche nicht? Wonach ist das zu entscheiden und wer entscheidet das?

Zunächst einmal haben wir zur Kenntnis zu nehmen: Dem Sport, den wir bisher als zweckfreies Tun begriffen haben, werden hier Zwecke zugestanden, darunter sogar solche, die eine spezifische Beziehung zu ihm haben. Als ich in meiner sportpädagogischen Grundlagenvorlesung vor einigen Wochen das Konzept vom Sport als zweckfreiem Spiel erläuterte, meldete sich ein offensichtlich hellwacher Student und warf ein: „Dann ist also das Training kein Sport?“

Die Tragweite dieser Frage ist mir erst klar geworden, als ich mir nach der Vorlesung meine unzureichende Antwort noch einmal durch den Kopf gehen ließ. Ich hatte geantwortet: „Ja, aber die Zwecke, die wir im Training verfolgen, dienen der Verbesserung des Sports, insofern gehört das Training zum Sport.“ Die Antwort ist nicht falsch, aber schwach. Der Student hat einen Preis verdient, und wenn er hier im Raum ist, bitte ich ihn, demnächst einmal zu mir zu kommen.

Seine Frage führt nämlich in einem entscheidenden Punkt grundsätzlich weiter. Das lässt sich fassen, wenn wir eine Unterscheidung von zwei Haupttypen von Tätigkeiten aufgreifen, die sich in der praktischen

Philosophie bei Rüdiger Bubner, in der Motivationspsychologie bei Falko Rheinberg findet. (Keine Sorge, der Gedanke ist eigentlich ganz einfach.)

Tätigkeiten des einen Typs gewinnen ihren Sinn durch Zwecke, die wir durch sie erreichen wollen; nennen wir sie daher zweckorientiert. Bei Tätigkeiten des anderen Typs finden wir den Sinn im Erleben, das sich während ihres Verlaufs einstellt; nennen wir sie daher verlaufsorientiert. Als charakteristisch für Tätigkeiten im Sport sehen zumindest wir Sportler an, dass sie oft mit so starken, angenehmen Gefühlen verbunden sind, dass sie uns auch ohne Zweck sinnvoll erscheinen. Wir genießen z. B. den Fluss der gekonnten Bewegung, das unmittelbare Erleben von Kompetenz, das Gefühl, völlig eins zu sein mit unserem Körper, die Spannung des ungewissen Ausgangs, die Wirkung unserer Bewegungen auf andere, die besonderen Reize des sozialen Miteinander in Kooperation und Konkurrenz, das Eintauchen in die Natur und vieles anderes. Rheinberg hat solche „Verlaufsbeindlichkeiten“ oder „Tätigkeitsanreize“, wie er das nannte, detailliert erfasst und klassifiziert. Sie machen, so können wir nun sagen, den autotelischen, im engeren Verständnis spielerischen Sinn des Sports aus.

Aber zum Sport gehört auch das andere, das zweckorientierte Tun, das Lernen, Üben, Trainieren als Erarbeiten der Kompetenzen, die gebraucht werden, um einen bestimmten Sport überhaupt oder besser betreiben zu können;

Und zum Sport gehört die Auszeit, in der darüber nachgedacht wird, wie sich etwas besser machen lässt und worauf es eigentlich ankommt. Was ist der Sinn?

Der Spieltheoretiker Sutton-Smith hat in einer seinerzeit berühmten Kontroverse mit Piaget empfohlen, dies nicht Spiel zu nennen, sondern als mastery behaviour vom Spiel zu unterscheiden. Denn da gehe es doch um den Erwerb oder die Verbesserung von Kompetenz. Im Spiel gehe es darum nicht, da werde die erworbene Kompetenz ausgespielt.

Pädagogisch betrachtet, ist das keine Begriffsklauberei, verweist vielmehr auf eine Frage mit handfesten praktischen Konsequenzen: Denn wenn wir unsere Aufgabe darin sehen, junge Menschen in ihrer Entwicklung zu fördern, dann kommen nun Zweifel auf, ob Entwicklungsförderung im Spiel, also in den verlaufsorientierten Phasen des Sports, gelingen kann oder nicht vielmehr doch eher von jenen anderen Phasen zu erwarten ist, die im engeren Sinn des Wortes nicht Spiel sind, vielmehr zweckorientierte Tätigkeiten zur Vorbereitung oder Verbesserung des Spiels. Dieses andere nenne ich von nun an Arbeit und denke dabei für den Sport sowohl an körperliche wie an Kopfarbeit.

Für den Fachleiter, der einen Berufsanfänger im Unterricht besucht, ist die Sache klar. Wenn ihm eine Stunde gezeigt würde, in der die ganze Klasse, Mädchen und Jungen, Leistungsstarke und Leistungsschwache, so in spielerischem Tun aufginge, dass die Pausenklingel allgemeines Entsetzen

auslöste: „schon vorbei?“ – der Fachleiter würde diese Stunde dennoch nicht sonderlich gut bewerten, wenn er nicht auch und vor allem sehen konnte, wie in ihr Neues gelernt und systematisch geübt wurde, wie Regeln vereinbart und Konflikte gelöst wurden.

Selbstverständlich darf in der Stunde auch gespielt werden aber nicht nur und nicht zu lange. Für den Sportunterricht in der Schule hat zu gelten: Phasen der Arbeit und Phasen des Spiels lösen einander ab und sind aufeinander bezogen. Die Arbeit dient der Verbesserung des Spiels. Im besten Fall erfahren die Schüler, dass sich die Arbeit gelohnt hat, im guten und immer besseren Spiel – und zwar schon in der Schule selbst. Dann müssen sie nicht fragen (wie sonst oft): Why do we do all this?

Dabei gilt für die Arbeit im Sport wie für jede Arbeit, dass sie keineswegs nur als lästiges, zweckorientiertes Tun empfunden werden muss, das wir hinter uns bringen müssen, um wieder das tun zu können, was wir eigentlich wollen. Im Gegenteil, gerade im Sport kann Arbeit, insbesondere die körperliche Arbeit Spaß machen. Es gibt also die Möglichkeit, das zweckorientierte Tun, das Lernen, Üben, Trainieren, auch in seinem Verlauf zu genießen. Roger Bannister, um ihn noch einmal in Erinnerung zu bringen, wäre niemals die Meile unter vier Minuten gelaufen, wenn für ihn das Training immer nur Qual gewesen wäre. Vermutlich hat er im Gegenteil auch im Training immer wieder jenes rauschhafte Erlebnis erfüllter Gegenwart gehabt, das wir heute runners high nennen.

Bannister ist auch in seinem weiteren Leben als Arzt Sportler geblieben, aber er ist das geworden, was wir heute Breitensportler nennen. Doch auch wenn sich damals die Belege dafür verdichteten, dass eine gut trainierte aerobe Ausdauer eine Gesundheitsressource ist, soll er auf die Frage, warum er immer noch regelmäßig laufe, nun geantwortet haben: „It's happiness“, weil es mich glücklich macht.

IV.

Wenn ich auf eine ganz einfache Formulierung bringen sollte, was ich für den Auftrag der Sportpädagogik halte, dann könnte es diese sein: „Menschen zu zeigen, dass und wie Sport glücklich machen kann“. Dabei heißt für mich „zeigen“ erfahren und bedenken lassen und „glücklich machen“ Element eines sinnerfüllten Lebens sein. Und dazu gehört gerade für junge Menschen auch die Erfahrung der erfüllten Gegenwart, die ich mit dem Begriff des Spiels verbunden habe.

Dabei ist „Spiel“ – das muss ich nun sagen – im Kontext des Sports ein missverständlicher Begriff. Man nennt Fußball ein Spiel und Tennis, aber nicht Leichtathletik, Turnen oder Skifahren. So habe ich jedoch den Begriff nicht verwendet. Spiel habe ich das Tun genannt, das seinen Sinn schon in der Gegenwart findet, im Verlauf der Tätigkeit, und das kann es in der Leichtathletik, im Turnen oder beim Skifahren prinzipiell ebenso geben wie beim Fußball oder Tennis. Schon Friedrich Schleiermacher, den ich in

diesem Zusammenhang gern zitiere, hat in seiner Vorlesung zur Pädagogik im Jahr 1828 gefordert, jeder pädagogische Moment, „der als solcher seine Beziehung auf die Zukunft hat“, müsse „zugleich auch Befriedigung sein für den Menschen, wie er gerade ist“ und er hat diese „Befriedigung des Moments ohne Rücksicht auf die Zukunft“ Spiel genannt. Fragen wir also, gestützt durch solche Autorität, nach dem spielerischen Sinn des Sports!

Die Frage ist alt und mit den pädagogisch interessierten Versuchen, sie zu beantworten, lässt sich inzwischen eine kleine Bibliothek füllen. Das ist ein vielstimmiges Konzert unterschiedlicher Antworten, die auf den ersten Blick nur in einer Überzeugung übereinstimmen: Es gibt nicht *den* Sinn des Sports, sondern eine Vielfalt. Seit einiger Zeit lässt sich auch hinzufügen: Sport *hat* nicht einen Sinn, sondern wird mit Sinn belegt – von denen, die ihn betreiben, und denen, die ihn anleiten, unterrichten, organisieren – und das kann auf sehr unterschiedliche Weise geschehen.

Hier bin ich nun an der Stelle angekommen, die mir bei der Vorbereitung dieses Vortrags die größten Schwierigkeiten gemacht hat, obwohl (oder weil?) ich jetzt das einzuführen habe, was in der Fachdiskussion als das Herzstück meines fachdidaktischen Konzepts am meisten mit meinem Namen verbunden ist, nämlich meinen Vorschlag, die Vielfalt des Sinns in pädagogischer Absicht in eine überschaubare Ordnung zu bringen. Man sollte meinen – und ich habe es auch gemeint – das hätte ich doch schon so oft in Worte gefasst, das müsste mir doch inzwischen leicht von der Feder oder von der Zunge gehen. Das ist aber nicht so, und das hat aufschlussreiche Gründe. Um nur den wichtigsten zu nennen:

Es ist meines Wissens noch Niemandem gelungen, eine pädagogisch brauchbare Aussage zum Sinn des Sports aus *einer* Theorie zu begründen. Und wenn Ihnen bis hier meine Aussagen – hoffentlich – als begrifflich einigermaßen klar und nachvollziehbar erschienen sein mögen, dann wird das jetzt anders werden müssen. Denn in alle bisherigen Versuche, den Sinn des Sports in Kategorien zu ordnen, sind anthropologische Annahmen, historische und soziologische Konstruktionen zu Kulturen des Sports und der Bewegung, phänomenologische Studien, Ergebnisse empirischer Untersuchungen zu Motiven und Einstellungen im Sport und – nicht zuletzt! – immer auch biographische Erinnerungen der Autoren an ihren eigenen Sport zusammengefloßen.

Das ist auch bei mir nicht anders. Als ich in meiner Habilitationsschrift 1977 auf 15 Seiten in beherztem Eklektizismus den Versuch unternommen habe, das alles in sechs „Sinnrichtungen“ – wie ich es damals nannte – zu ordnen, habe ich nicht geahnt, dass diese Ordnung einmal Lehrplänen für Millionen Schülerinnen und Schüler ihre Struktur geben würde. Ich erinnere mich noch recht genau, mit welchem gemischten Gefühlen ich 1997 ein Paket aus der Schweiz aufgenommen habe, enthaltend den Band I des neuen nationalen Lehrmittels (so hießen in der Schweiz die Lehrpläne) mit einer Widmung des Kommissionsvorsitzenden Walter Bucher „Schweizer Lehrmittel mit Wurzeln in Deutschland“. Erst auf diesem Weg erfuhr ich, dass die Schweizer sich entschieden hatten, ihren Lehrplan und damit den

gewünschten Sportunterricht in allen ihren Schulen nach meinen Sinnrichtungen zu gliedern. Das war zwei Jahre bevor in Nordrhein-Westfalen die ersten Lehrpläne der neuen Generation erschienen, in denen ebenfalls diese Sinnrichtungen – nun als Pädagogische Perspektiven – vorgeben sollen, wie Sport in der Schule zum Thema werden soll. Seitdem enthalten neue Lehrpläne in allen Bundesländern zumindest ein Bekenntnis zur „Mehrperspektivität“ des Sportunterrichts, und wenn Perspektiven genannt werden, so weichen sie nur wenig von den Formulierungen der nordrhein-westfälischen Lehrpläne ab.

Um den Fachfremden unter Ihnen wenigstens eine Vorstellung zu vermitteln und die Insider dennoch nicht zu langweilen, bitte ich Sie nun, sich eine Schulklasse vorzustellen, sagen wir: Jahrgang 9 oder 10 einer Gesamtschule. Mehrere Schülerinnen und Schüler haben das Inline-Skaten für sich entdeckt oder zumindest ausprobiert. Bei einigen könnte der schulische Sportunterricht den Anstoß gegeben haben.

Anna ist kein Bewegungstalent, aber das Skaten hat sie so gut gelernt, dass sie es genießt, bei schönem Wetter auf verkehrsfreien Wegen einfach nur so in die Landschaft hinauszurollen, in sicherem Rhythmus vorwärts zu fliegen und sich den Fahrtwind durch die Haare blasen zu lassen.

Babsi ist eine Tänzerin. Sie hat versucht, auf einem leeren Parkplatz mit den Inlinern die Figuren zu tanzen, die sie im Winter auf dem Eis beherrscht. Aber keine ihrer Freundinnen hat mitmachen wollen, außerdem sind ihr die Inliner zu klobig und es fehlt die Musik. Also freut sie sich auf den Winter.

Cem finden wir mit seinen Inlinern fast jeden Nachmittag auf der Half-Pipe. Man sollte ihn einmal gesehen haben, wenn er sich fast senkrecht hinunterstürzt und nach rasender Fahrt mit einer lässigen Drehung auf der anderen Seite zum Stand kommt oder sich erneut in die Tiefe stürzt. Ein bisschen Kribbeln im Bauch hat er jedes Mal, aber das genießt er, und seit er mit Helm fährt, ist auch nichts Ernsteres mehr passiert.

Dennis ist Leichtathlet im Verein, aber jetzt hat ihn das Inlinern gepackt. Er trainiert möglichst dreimal in der Woche, jedes Mal so 20, 30 Kilometer, denn beim nächsten Run-and-Roll-Day auf dem Ostwestfalendamm möchte er besser abschneiden als im letzten Jahr, bessere Zeit, besserer Platz.

Eric ist ein Spieler, Fußball im Verein, aber jetzt findet er es auch cool, sich mit den Inlinern am Nachmittag auf dem Hartplatz seiner Schule zu treffen und Rollhockey zu spielen, nach modifizierten Eishockeyregeln. 8 kommen bei gutem Wetter eigentlich immer zusammen.

Fatima war immer schon etwas anders. Sie läuft nach einem Anleitungsbuch „Schlank, gesund und fit“ regelmäßig zweimal in der Woche, und auf den Inlinern macht das einfach mehr Spaß. Schön wäre es, wenn Fritzki häufiger mitkäme, der täte das auch gut für ihre Figur.

V.

Das war ein Versuch, Ihnen sechs junge Menschen vorzustellen, die eine sportliche Aktivität – hier das Inlinern – auf unterschiedliche Weise mit Sinn belegt haben. In jedem Fall dominiert eine der von mir unterschiedenen Sinnrichtungen. Für die interne Verständigung haben wir jeder ein Kennwort gegeben: Ausdruck, Eindruck, Wagnis, Leistung, Miteinander, Gesundheit. Einige Bezeichnungen haben sich im Lauf der Zeit geändert, manche auch mehrfach, unmissverständlich ist auch heute noch keine von ihnen. Die didaktische Absicht, die sich mit dieser Unterscheidung verbindet, ist zunächst diese: Jede dieser Sinnrichtungen soll im schulischen Unterricht an geeigneten Beispielen erschlossen werden.

Dabei ist mit diesen Sinnrichtungen der Begriff des Sports offensichtlich weit gefasst. Meinhart Volkamer müsste nach seiner Definition in Frage stellen, ob das, was Anna tut (einfach nur in die Landschaft hineinrollen) Sport ist. Babsi, die Tänzerin, wird vielleicht selbst sagen, das, was sie besonders schätze, sei eigentlich kein Sport, sondern Kunst, Bewegungskunst, und sie finde es nicht passend, wenn Kampfrichter das mit Punkten bewerten. Über Geschmack lasse sich nun einmal streiten. Ja und Fatima, die Gesundheits-Skaterin? Treibt sie Sport? Schon Bertolt Brecht hat in den 1920er Jahren gefragt: „Wenn sie Sport genau so weit treiben, als er gesund ist, ist es dann Sport, was sie treiben?“ Und die Sportwissenschaft diskutiert diese Frage bis in jüngste Zeit. „Gesundheitssport“, sagen einige mit guten Argumenten, sei eigentlich ein Unwort.

Mich haben solche Definitionsfragen immer interessiert, aber mit ihnen lösen wir die pädagogische Frage nicht, die da heißt: Was soll jungen Menschen als Option für ihr weiteres Leben erschlossen werden und was davon gehört in das Schulfach, das wir in Deutschland meistens „Sport“ nennen? Mit der Unterscheidung dieser Sinnrichtungen verbindet sich in den Lehrplänen, die sie aufgenommen haben, die Empfehlung, alle Sinnrichtungen im Unterricht zu erschließen, und zwar zunächst einmal als prinzipiell gleichwertig. Das ist auch meine Überzeugung.

Wie lässt sich diese Empfehlung begründen? Das ist eine verflucht schwierige Frage. Damit Ihnen der Abschied nicht zu lang wird, kann ich in der Linie meiner bisherigen Gedanken nur noch wenige Überlegungen andeuten.

Critical friends haben eingewendet, dass meine Unterscheidung von Sinnrichtungen des Sports nicht trennscharf ist. Trotz einiger Nachbesserungen besteht der Einwand zu recht. Im aktuellen Tun können sich auch mehrere von ihnen überlagern, und das kann den Reiz erhöhen. Aber alle kommen nie zusammen. Die Unterscheidung von Sinnrichtungen öffnet jedoch die Augen dafür, dass nicht alle Menschen für denselben Sport zu gewinnen sind, dass es dabei aber nicht so sehr auf die Sportart ankommt, sondern auf den Sinn, unter dem sie betrieben wird.

Wenn die Inliner im Sportunterricht nur eingeführt würden, um am Ende einen Wettlauf auf Zeit zu absolvieren, wäre das zwar eine sportliche Lösung, die Dennis gefiele, aber Babsi, die Tänzerin, und wohl auch Cem, der

Akrobat, wären dafür wahrscheinlich nicht nachhaltig zu begeistern. In ihrer Freizeit würden sie für den Wettlauf allenfalls trainieren, wenn es für die Laufzeit Noten gäbe. Sport unter vielen Sinnrichtungen zu erschließen, erhöht die Chance, alle anzusprechen – auch und insbesondere die, denen der Zugang zum Sport durch ihre Familie und ihr soziales Umfeld nicht leicht gemacht wurde.

Aber das kann nicht alles sein. Sicher wundern sich die Fachleute unter Ihnen schon lange, dass ich immer noch von Sinnrichtungen spreche und nicht von pädagogischen Perspektiven. Unter dieser Bezeichnung ergänzen die nordrhein-westfälischen Sport-Lehrpläne seit 1999 die Aussagen zum individuellen Sinn des Sports durch Aussagen darüber, welche Wirkungen von einem im jeweiligen Sinn betriebenen Sport zu erwarten sind. Die Formulierungen, an denen ich fleißig mitgeschrieben habe, sind äußerst vorsichtig. In ihnen drückt sich unsere, der Lehrplan-Autoren, Einschätzung aus, dass wir zwar viele gut begründete theoretische Annahmen über diese Wirkungen haben, aber so gut wie keine empirischen Befunde, zumindest nicht über die Wirkungen des Schulsports. Wir beschreiben daher durchgängig nur ein pädagogisches Potential, fügen aber immer wieder hinzu, dass Sport bezüglich der erhofften Wirkungen ambivalent ist. Sie können eintreten oder nicht, oft auch ihr Gegenteil.

Bezogen auf die pädagogische Perspektive, die das Kennwort „Leistung“ trägt, steht da unter anderem dies: „Durch Leistungen im Sport können junge Menschen soziale Anerkennung und Selbstbewusstsein gewinnen; die Erfahrung, immer wieder hinter den Ergebnissen der anderen zurückzubleiben, kann das Selbstwertgefühl aber auch empfindlich beeinträchtigen. Die Gestaltung von Leistungssituationen im Sport ist daher eine pädagogisch verantwortungsvolle Aufgabe.“ Das könnte so verstanden werden, als habe diese Aufgabe im Sportunterricht bis zum Ende der Schulzeit die Lehrkraft allein zu lösen. Das ist aber unmöglich und würde auch dem Auftrag einer Bildungsinstitution widersprechen, die ja Selbständigkeit fördern soll.

Es muss also darum gehen, die Schülerinnen und Schüler anzuleiten, mit der Ambivalenz des Sports zunehmend selbständig und verantwortungsvoll umzugehen. Daran werden sie jedoch nur interessiert sein, wenn sie von dieser Ambivalenz nicht erst in ferner Zukunft, sondern auch schon hier und jetzt betroffen sind. Das wird immer dann der Fall sein, wenn die Ambivalenz die Frage betrifft, ob das Spiel gelingt. Anna, Cem, Dennis und Eric hatten mit ihren Inlinern ein Spiel gefunden, das sie zumindest so oft als erfüllte Gegenwart erlebt haben, dass sie es als lohnend empfanden, es immer wieder zu spielen und an seiner Verbesserung zu arbeiten. Auch Babsi würde Karl Valentin zustimmen: „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit.“ Nur hat sie mit den Inlinern diese Arbeit nicht als lohnend empfunden.

In allen diesen Fällen steht jedoch prinzipiell die pädagogische Förderung auf gutem Grund. Denn ihre Ziele fallen prinzipiell mit dem zusammen, was auch die jungen Leute wollen: nämlich, dass ihr Sport als Spiel gelingt, das heißt als Tun, das auch ohne Zwecke für alle Beteiligten Sinn hat. Das ist

gar nicht selbstverständlich, macht unter Umständen viel Arbeit – ich betone nochmals: auch Kopfarbeit! – aber eine Arbeit, deren Lohn immer wieder unmittelbar zu erfahren ist.

Das ist bei dem, was Fatima ihren Sport nennt, zunächst einmal grundsätzlich anders, obwohl sie doch das tut, was heute alle, nicht nur Ulla Schmidt, für den wichtigsten Sinn des Sports halten und auch in Schülerbefragungen regelmäßig den Spitzenplatz erhält. Sie treibt Sport für ihre Gesundheit – sagt sie. Tatsächlich ist Sport unter diesem Sinn zumindest in jungen Jahren am schwierigsten durchzuhalten, denn im Unterschied zu den anderen ist das ja eigentlich ein Zweck. Aufschlussreich ist daher, was geschieht, wenn die Schülerbefragung nach dem Sinn des Sports noch eine offene Kategorie enthält. Dann rutscht „Gesundheit“ auf Platz 2, auf Platz 1 rutscht „Spaß“. Kein Wunder! Denn woran will Fatima erkennen, dass sie mit ihrem Laufprogramm ihren Zweck erreicht? An der Entwicklung ihres Körpergewichts? An der Erholung ihres Pulswertes nach der Belastung? Das dauert beides lange und wenn sie nicht ein wenig von Anna oder Dennis lernt, was für sie den Sinn des Sports ausmacht, wird sie ihr Programm so lange nicht durchhalten.

Meinhart Volkamer wird das Bonmot zugeschrieben, junge Menschen sollten im Sport nach den Sternen greifen, nicht nach ihrem Puls. Ich würde sagen: beides, Herr Volkamer. Hartmut von Hentig wünschte sich an der Schule Lehrkräfte, die nicht nur Lehr-, sondern auch Lebemeister sind, die also überzeugend erkennen lassen, wie sich mit dem, was sie lehren, leben lässt. Für den Schulsport halte ich das noch immer für gültig. Aber ein Zusatz muss sein: Kann nicht auch ohne Sport ein gutes, glückliches, gesundes Leben gelingen? Dazu sage ich: Ja, aber mit Sport fällt es leichter.